

Zeitschrift: Gesundheitsnachrichten / A. Vogel
Herausgeber: A. Vogel
Band: 40 (1983)
Heft: 2

Artikel: Gib dem Boden soviel wie möglich zurück
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-970188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gib dem Boden soviel wie möglich zurück

Vor 40, 50 Jahren, als wir begannen, für biologischen Landbau Propaganda zu machen, haben wir noch sehr wenig davon verstanden. Wir haben allgemein geglaubt, man soll nicht düngen und alles so ernten, wie es die Natur hervorbringt. Begreiflicherweise sind die Salatköpfe mit der Zeit kleiner geworden, auch Kohlrabi, Karotten, sogar der Nüsslisalat kam spärlicher. Wir haben noch nicht verstanden, dass man dem Boden nicht nur entziehen kann, sondern dass man ihm auch etwas zurückgeben muss. Es ist ja leicht zu errechnen, wenn wir überlegen, wieviel an Magnesium, Kalium, Mangan, Phosphor, Kalk, Aminosäuren und den übrigen Rohstoffen des Eiweisses in dem enthalten ist, was wir ernten. Diese Aufbaustoffe sollten wir unserem Garten wieder zurückgeben.

Wie erhalten wir die Kraft des Bodens?

In erster Linie dadurch, dass wir dem Boden alle Abfälle, alles was wir von dem Geernteten nicht essen können, in Form von Kompost zurückgeben. Es gehört in jeden Garten eine Einrichtung zur Kompostbereitung. Es ist auch gut und notwendig, wenn wir die Hilfsmittel, die wir heute haben, aktive Bakterien, verwenden. Wir bereiten heute den Kompost in einem Drittel der Zeit zu wie früher, weil wir ihn mit Bakterien impfen, die ja in jedem Fachgeschäft erhältlich sind. Es gibt verschiedene Marken. Aber das genügt noch nicht. Man hat dem Boden noch nicht alles zurückgegeben. Wir müssen also daran denken, dass wir dem Boden immer noch zusätzlich etwas geben müssen, entweder in Form von Knochenmehl, damit er Kalk und Phosphor erhält, oder abgebautem Kuh- oder Schafmist usw., damit er genügend Grundstoffe für den Eiweissaufbau, also Stickstoff, bekommt. Bei Spurenelementen eignen sich die Algen am allerbesten. In Meeralgen sind sämtliche Spurenelemente enthalten, die man überhaupt braucht. Wenn man nur diese drei Faktoren noch berücksichtigt und für den Fall, dass man keinen Mist, also Tierdünger be-

kommt, nimmt man etwas Hornspäne, diese bilden die gleiche stickstoffbildende Möglichkeit. Man kann zum Beispiel ohne weiteres Jauche gebrauchen, aber sie darf nicht konzentriert über den Kompost geschüttet werden, sondern mit Wasser verdünnt, etwas Steinmehl dazu, damit der Ammoniak gebunden wird. Zu verwenden ist der Kompost erst, wenn er schön nach Walderde riecht. Man kann ihn in der Regel nach sechs bis sieben Monaten verwenden, wenn man Bakterien zugibt. Dann hat er die grösste Kraft. Lässt man ihn ein Jahr länger liegen, so hat er bereits viel Kraft verloren. Ist der Kompost zu alt, dann muss man sagen, er ist nur noch gute Erde. Er hat die Bakterienflora inzwischen wieder ziemlich abgebaut. Im aktivsten Zustand ist er dann, wenn er intensiv nach Pilzen und Bakterien riecht.

Meine Erfahrung in Südamerika

Die Indianer in Südamerika hatten wenig Verständnis für diese Dinge. Und ich habe den Indianern damals viel gepredigt. Ich hatte in Tarapoto/Peru eine Farm von 72 Hektaren. All meine Angestellten, mit Ausnahme des Chefs, waren Indianer. Man hat also zunächst ein Stück Urwald bearbeitet. Mit der Machete wurden die Blätter heruntergeschlagen, dann liess man sie trocknen, zündete sie an, und auf diese Art und Weise hat man gerodet und Kulturboden gewonnen. Dann wurden Bananen gesetzt, Mais und Maniok gepflanzt. So wurde während einiger Jahre das Land genutzt. Der Boden war reich, die Ernte wunderbar. Von gewissen Gemüsen, die in dieser Gegend gedeihen, habe ich drei- oder viermal im Jahr ernten können. Nur Salat war unmöglich in den Tropen zu ziehen, der wäre einen Meter hoch geworden und hätte keine Köpfe gebildet. Aus Kartoffeln wären nur Stauden geworden, keine Knollen. Aber es gab sogar Karotten, allerlei Gewürze und wunderbare Trauben, was in dieser Gegend gar nicht üblich ist. Wir haben Brotfrucht, Papaya, Chirimaya, Avocados, Azerola-Kirschen gezo-

gen, all das gedieh mühelos und üppig. Diese Gegend lag nur etwa 400 Meter über Meer. Wir waren sechs Grad südlicher Breite vom Äquator weg, also in einer ganz heißen Klimazone. Man hat geerntet, dem Boden nur genommen, aber nicht zurückgegeben.

Die Bananen konnten sich am längsten wehren. Mais gedieh nicht mehr so gut, auch der Maniok noch einigermassen. Aber am Mais hat man gesehen, dass der Boden ausgelaugt war. Es war sonst bei den Indios üblich, den ausgelaugten Boden zu verlassen und an einer anderen Stelle ein neues Stück Urwald neu zu roden, denn es gab ja genügend Land. So hatte man damals gewirtschaftet. Es war nicht notwendig – so meinte man – dem erschöpften Boden etwas zurückzugeben. Ich habe schon damals Versuche gemacht, indem ich den Boden bedeckt habe. Man musste nur wegen des Ungeziefers sehr aufpassen, das sich leicht unter der Maische verstecken konnte, vor allem Skorpione und auch Schlangen. Das Abdecken und Kompostieren brachte mir den erwünschten Lohn für meine Mühe, denn der regenerierte Boden belohnte mich mit vollen Erträgen. Aber für tropische Verhältnisse braucht es ganz spezielle Erfahrungen. Es geht nicht auf die Dauer, wenn man dem Boden, der so rasch und so viel produziert, auch nicht wieder einigermassen das zurückgibt, was man ihm genommen hat. In der Nähe des Meeres war es leichter, den Boden zu bewirtschaften, da konnte man Meeralgen verwenden und damit enorm gute Erten erzielen, gerade wegen des Jods und der Spurenelemente. Oben in den Bergen, im Alto Plano, bei den Nachkommen der Inkas, geht man anders vor. Jedes dritte Jahr wird das Land brachgelegt, und man lässt die Lamas und Alpakas einfach darauf weiden. Durch den Tierdünger gewinnt der Boden seine alte Kraft zurück. Nach diesem Sabbatjahr der Ruhe als Weide konnte man das Land wieder neu bebauen. Kartoffeln stellen in dieser Gegend keine grossen Anforderungen und sind deshalb eines der wichtigsten Produkte; es ist ja die Heimat der Kartoffel. Gerade diese Hoch-

ebene ist eines der schönsten Gemüsegarten-Anbaugebiete, die ich je getroffen habe. Aber auch da hat man nach sehr alter Erfahrung, sehr wahrscheinlich nach den Weisungen der alten Inkas, dem Land seine Ruhe gelassen. Auch im alten Israel hat man dies getan, wo das Land seine Sabbate halten musste. Die Tierhaltung ergänzt den Kreislauf der Erholung und Regenerierung des Bodens. Zu solchen Überlegungen sind die Alten gekommen, weil ihnen der biologische Kreislauf nicht entgangen ist. Das aber zeigt, dass in Bezug auf das «Zuendenken» eines Problems die Alten noch mehr Möglichkeiten hatten und vielleicht über mehr Intuition verfügten, als die Generationen des technischen Zeitalters. Vielleicht hatten sie auch mehr Intelligenz und Naturverstehen als wir es heute haben. All unsere technischen Errungenschaften, die unser Leben bequemer machen, wie Television, Radio, Autos und Rechenmaschinen, verwöhnen den Geist des Menschen, und wenn man boshaft sein will, könnte man behaupten, er wird langsam verdummt. Aber das darf man eben nicht sagen, es wäre unhöflich. Aber vielleicht steckt darin doch eine gewisse Wahrheit. Wenn wir zur Natur zurückkehren sollen und biologisch arbeiten wollen, dann müssen wir denken und beobachten; es kommt nicht alles von alleine.

Biologische Schädlingsbekämpfung

Auch die Schädlingsbekämpfung muss gut überdacht werden. In dieser Hinsicht fällt mir eine gute Methode ein, die ich meinen Lesern nicht vorenthalten möchte. Ich habe beobachtet, auf welchen Pflanzen zum Beispiel gewisse Raupen zu finden sind und auf welchen Pflanzen, die daneben wachsen, die Raupe nicht kriecht. So habe ich aus den Pflanzen, auf denen die Raupen einer gewissen Art nie gefunden wurden, einfach einen Absud gemacht und die befallenen Pflanzend damit gespritzt. Und siehe da, dort hat es dann auch keine Raupen mehr gegeben. Das kann man mit Blattläusen und mit allen Schädlingen versuchen. Man entdeckt dabei neue Wirkstoffe.

Ähnliche Erfahrungen in der Medizin

Auch die Medizin könnte davon lernen. Wenn es Tiere gibt, die nie Tuberkulose bekommen, dann könnte man den gefährdeten Personen Fleisch von solchen Tieren zum Essen geben. Unter Umständen sind da Immunitätsstoffe vorhanden, die dem Patienten eine Resistenz verschaffen und ihm tatsächlich helfen. Ich habe dies sowohl bei den Indianern als auch Negern beobachtet. Gewisse Schleimtiere werden von verschiedenen Krankheiten verschont, vor allem auch von Tuberkulose. Man wird nie eine Schnecke mit Tuberkulosebakterien finden. Diese Beobachtung brachte mich auf die Idee, einem Patienten mit Darmtuberkulose, es war ein junger Student, zu empfehlen, täglich eine lebendige, rote Waldschnecke zu schlucken. Ich war ja nicht sicher, ob er damit Erfolg hätte, und der junge Mann schaute mich ungläubig an. Von dieser Heilmethode war er genauso wenig überzeugt, wie der aussätzige syrische Heerführer, dem der Prophet riet: «Du musst dich so und so vielmal im Wasser des Jordan niedertauchen, dann geht dein Aussatz weg». Aber der Heerführer wurde wütend, er wollte ein besseres Geheimnis für seine Heilung wissen, das Untertauchen im Wasser war ihm viel zu einfach. Bis dann seine Leute ihm rieten, es einmal zu probieren. Er folgte dem Rat und wurde geheilt. Genauso erging es diesem Studenten. Er sagte mir, dies sei doch ein Blödsinn. Aber ich riet ihm, dies doch einmal zu probieren. Er hat es getan, und siehe da, nach einigen Monaten war die Darmtuberkulose vollständig geheilt. In den Tropen wurde auch ich von ganz schlimmen Bakterien heimgesucht. Ich

liess sie von einem Spezialisten, einem Virologen, untersuchen. Das Ergebnis war für mich ganz schlimm. Es gab noch kein Mittel gegen diese ganze schlimmen Mikroorganismen, mit denen ich nun mein ganzes weiteres Leben zu kämpfen gehabt hätte. Über dieses niederschmetternde Ergebnis der Untersuchung war ich eigentlich nicht deprimiert, denn ich war davon überzeugt, dass ich wieder ein Tier finde, das gegen diese Erreger immun ist. Und ich habe eines gefunden, und wiederum war es eine Schneckenart. Es war für mich nicht leicht, einen gewissen Ekel zu überwinden, aber ich habe es getan. Und als ich nach über einem Jahr zu dem gleichen Wissenschaftler ging, um eine Stuhluntersuchung vornehmen zu lassen, da war von diesen Mikroorganismen nichts mehr zu finden. Die beiden Beispiele zeigen deutlich, dass auf diesem Gebiet für die Forschung noch manches Rätsel zu lösen ist. Aber es muss gesucht werden. Man sollte bei den Medizinern der Naturvölker nicht den Hokusfokus und auch nicht den Dämonismus abschauen. Dieser plagt die Leute schon genug. Man sollte ihr Erfahrungsgut, ihre Methoden ein bisschen kennenlernen und nicht darüber lachen und spotten, sondern Versuche anstellen, und auf diese Art und Weise noch enorm viele Wirkungseffekte gegen sehr schwere Krankheitserreger finden. Es ist sicher nicht alles Zauberei, was diese Naturvölker tun. Oft ist es auch Erfahrung, Beobachtung und ein Sichhineinfühlen, ein intuitives Erfassen von Naturgeschehen. Und wenn letzten Endes bei schwerer Erkrankung eine Heilung sich einstellt ohne erklärliche Ursache, dann ist der Zweck der Heilkunst dennoch erfüllt.

Pioniere im Urwald

Wieviele junge Leute, seien es nun Landwirte oder Gärtner, die sich entschlossen haben, auszuwandern, um irgendwo, auf jungfräulichem Gebiet oder im Urwald, eine neue Existenz aufzubauen, träumen davon, dieses Land, das seit Jahrhunderten

unberührt geblieben ist, biologisch bewirtschaften zu können. Ich habe vor allem im Amazonasgebiet, auf brasilianischem wie peruanischem Boden, Beobachtungen gemacht und Erfahrungen sammeln können, die ich hier gerne kurz schildere, um Pio-